GERHARD LOHFINK

JESUS VON NAZARET

WAS ER WOLLTE
WER ER WAR

HERDER

GERHARD LOHFINK

JESUS VON NAZARET

WAS ER WOLLTE
WER ER WAR

HERDER

Gerhard Lohfink

Jesus von Nazaret -
Was er wollte. Wer er war

HERDER
FREIBURG · BASEL · WIEN

Impressum

© Verlag Herder GmbH, Freiburg im Breisgau 2011
Alle Rechte vorbehalten
www.herder.de
Umschlaggestaltung: Finken & Bumiller, Stuttgart

Konvertierung Koch, Neff & Volckmar GmbH,
KN digital – die digitale Verlagsauslieferung, Stuttgart

ISBN (Buch): 978-3-451-34095-6
ISBN (E-Book): 978-3-451-33888-5

Inhaltsübersicht

Vorwort

1. Der sogenannte historische Jesus

2. Die Ausrufung der Gottesherrschaft

3. Gottesherrschaft und Gottesvolk

4. Die Sammlung Israels

5. Der Ruf in die Nachfolge

6. Die Vielgestalt der Berufung

7. Die Gleichnisse Jesu

8. Jesus und die Welt der Zeichen

9. Die Wunder Jesu

10. Die Warnung vor dem Gericht

11. Jesus und das Alte Testament

12. Jesus und die Tora

13. Die Unbedingtheit im Leben Jesu

14. Die Faszination der Gottesherrschaft

15. Entscheidung in Jerusalem

16. Sterben für Israel

17. Sein letzter Tag

18. Die Osterereignisse

19. Der Hoheitsanspruch Jesu

20. Die Antwort der Kirche

21. Die Gottesherrschaft – eine Utopie?

Anmerkungen

Verzeichnis der Bibelstellen

Danksagung

P. Heinrich Bacht SJ
zum Gedächtnis

Vorwort

Es gibt zahllose Bücher über Jesus. Der Grund dafür liegt auf der Hand: Wir kommen mit ihm nie an ein Ende, und jede Zeit muss ihm neu begegnen. Manche der vielen Jesusbücher sind sehr gut. Manche sehr schlecht. Die schlechten sind schlecht, weil sie weit weg sind von der Einsicht, dass der wirkliche Jesus nicht unabhängig vom Glauben an ihn zu haben ist. Von welchem Glauben? Vom Glauben der ersten Zeugen und Überlieferer, die das, was ihnen in Jesus begegnete, „sachgerecht“ oder besser „persongerecht“ beschreiben mussten.

Historische Kritik ist in der Jesusforschung unverzichtbar. Sie informiert uns über die Welt, in der Jesus lebte. Mehr noch: Sie arbeitet die Quellenverhältnisse der Evangelien heraus, beleuchtet die verschiedenen Überlieferungsschichten und schärft gerade so den Blick für das, was die Evangelisten in ihrem „Endtext“ über Jesus sagen wollten. Historische Kritik fragt hartnäckig nach dem, was gewesen ist, und zeigt so, dass es im Christentum um reale Geschichte geht und nicht um Mythen oder Ideologien. Wenn Bibelausleger Jesus allerdings nur noch an ihrem eigenen Vorverständnis messen, indem sie von vornherein wissen, was „historisch möglich“ und was

„historisch nicht möglich“ ist, überschreiten sie ihre Grenzen.

Jesus wird heute nur allzu oft zu einem bloßen Propheten gemacht, zu einem begabten Charismatiker, einem radikalen Sozialrevolutionär, einem erfolgreichen Heiler, einem menschenfreundlichen Sozialarbeiter oder gar nur zu einem gescheiten Rabbi. Der wirkliche Anspruch dessen, was sich bei ihm zeigt und ausspricht, bleibt dann ausgeklammert, und die Konsequenz ist zwangsläufig die Behauptung, die frühchristlichen Gemeinden hätten ihn „vergöttlicht“.

Das vorliegende Buch weigert sich, solche Verkürzungen mitzumachen, weil sie gegen die Erkenntnis schon der ersten Zeugen und Überlieferer vorgenommen werden. Es arbeitet durchaus historisch und kritisch – historische Forschung muss immer kritisch sein –, hält es dabei aber mit dem Satz von Karl Barth in seinem „Römerbrief“ (2. Auflage): „Kritischer müssten mir die Historisch-Kritischen sein!“

Ich möchte damit ernst machen, dass Jesus Jude war und ganz aus den Glaubenserfahrungen Israels gelebt hat – diese Glaubenserfahrungen aber zugleich zu ihrem Ziel und zu ihrer Vollendung geführt hat. Wer Jesus und das, was er war, wirklich erfassen will, kommt nicht daran vorbei, sich in diesen Glauben mithineinziehen zu lassen.

Ich wünsche mir nichts mehr, als dass dieses Buch vielen heutigen Menschen hilft, kritisch-unterscheidend und zugleich vertrauensvoll-offen dem wirklichen Jesus näherzukommen.

Bad Tölz, im September 2011
Gerhard Lohfink

Sinne täglich nach über Tod und Leben,
ob Du es finden möchtest,
und habe einen freudigen Mut.
Und gehe nicht aus der Welt,
ohne Deine Liebe und Ehrfurcht
für den Stifter des Christentums
durch irgendetwas öffentlich
bezeuget zu haben.

(Matthias Claudius, Aus dem Brief
„An meinen Sohn Johannes“, 1799)

1. Kapitel

Der sogenannte historische Jesus

Warum erscheinen fast jährlich neue Bücher über den historischen Jesus? Weshalb genügen den Christen nicht einfach die Evangelien? Es muss mit der Begierde des westlichen Menschen zusammenhängen, die „Fakten“ zu kennen. Er will wissen, wie es *wirklich* gewesen ist. Er möchte die Vergangenheit bis ins Letzte ausleuchten. Er steht Schlange, um in eine Ausstellung hineinzukommen, die ihm die Welt der Pharaonen, der Kelten oder des höfischen Mittelalters vor Augen führt. Ist er endlich in die Ausstellungsräume gelangt, glaubt er sich an den Ursprüngen: Er sieht die Zeit und die Menschen, um die es der Ausstellung geht, unmittelbar dokumentiert.

Ähnlich sucht er dann auch in den Evangelien Zugang zu Jesus. Doch die Evangelien verschließen sich seiner Wissbegierde. Sie schweigen über viele Details des Lebens Jesu, die den faktenhungrigen Jesusneugierigen gerade interessieren würden. Und so greift er zum neuesten Jesusbuch …

Es kommt aber noch etwas anderes hinzu: Seit der europäischen Aufklärung werden die Evangelien seziert

wie kein anderer Text der Weltliteratur. Was sie erzählen, gilt den Aufgeklärten als dogmatisch überhöht. Die wahre Gestalt Jesu sei mit immer prachtvolleren Farben übermalt, und seine Konturen seien ins Göttliche gesteigert worden. Deshalb gelte es, die vielen Übermalungen abzutragen und endlich den wahren Jesus freizulegen, der dann in seinen wirklichen Farben und Umrissen hervortreten werde.

Also auch hier – und hier ganz besonders – die Gier nach den Fakten. Was können wir von Jesus wirklich wissen? Wer war der „historische“ Jesus? Wie weit lässt sich sein Leben rekonstruieren? Welche seiner Aussprüche in den Evangelien sind authentisch? Was sind seine „ureigenen Worte“, was seine „ureigenen Taten“? Verkündeten Jesus und die Apostel das Gleiche oder wurde nach Ostern aus der Gottesbotschaft Jesu eine Jesusbotschaft der Apostel?

An sich wäre es ja völlig in Ordnung, dass sich die Begierde nach den Fakten, die den westlichen Menschen seit den Vorsokratikern und den ersten griechischen Historikern ergriffen hat, auch auf Jesus erstreckt. Man muss sogar sagen: Im Falle Jesu wäre diese Begierde erst recht statthaft. Wenn es wahr ist, dass in Jesus das ewige Wort Gottes Fleisch wurde, also radikal in die Geschichte eintrat, dann muss Jesus allen Techniken der Geschichtsforschung offenstehen. Dann sollte er geradezu Objekt der Geschichtswissenschaft sein. Dann muss es

erlaubt sein, alle Texte über ihn zu analysieren, zu durchleuchten, ihre Gattung zu bestimmen und mit ihnen Traditionsgeschichte zu betreiben.

Allerdings: Mit dem berechtigten Hunger nach geschichtlicher Rekonstruktion hat sich seit langem eine radikale Evangelienkritik verbunden, die den wahren Jesus nicht *mit* den Evangelien, sondern *gegen* sie zu finden sucht. Gerade in diesem Zusammenhang ist dann immer wieder von den Übermalungen und Überhöhungen der Person Jesu durch die urchristliche Tradition die Rede. Damit werden jedoch zwei Dinge verwechselt: Was die Evangelienkritiker als dogmatische Überhöhungen bezeichnen, sind nichts anderes als „Deutungen“ Jesu. Und Deutung ist nicht dasselbe wie Überhöhung. Gegen Wörter wie Überhöhung, Übermalung, Überzeichnung, Mythologisierung, Vergöttlichung wehren sich viele Christen zu Recht. Gegen das Wort „Deutung“ sollten sie sich nicht wehren.

Denn man darf die Evangelien nicht als bloße Sammlung von „Fakten“ über Jesus ansehen. Sie sind keine Zusammenstellung von Dokumenten aus einem Jesus-Archiv der Jerusalemer Urgemeinde. Selbstverständlich standen den Verfassern der Evangelien vielfältige Überlieferungen über Jesus zur Verfügung. Aber mithilfe dieser Überlieferungen *deuten* sie Jesus. Sie deuten seine

Worte, sie deuten seine Taten, sie deuten sein ganzes Leben. Sie deuten Jesus in jeder Zeile, in jedem Satz.

Darf man Texte, die vom Anfang bis zum Ende Deutung sind, durch das Sieb der Kritik rütteln in der Hoffnung, dass dann die „Fakten“ zurückbleiben? Darf man – wie die Goldwäscher mit ihren Waschrinnen – den wertlosen Sand der Deutungen wegschwemmen, um das schwere Gold der Fakten zurückzubehalten? Darf man von Erzählungen, die ganz auf Deutung angelegt sind, Schichten abtragen, um zum „Ursprünglichen“ zu gelangen? Käme man am Ende, nach Abtragung aller sekundären Schichten, dann bei den reinen Fakten an? Wie fragwürdig eine solche Auslegungstechnik in Wirklichkeit ist, entlarvt eine schlichte Frage: Wo liegt überhaupt die Wahrheit: In den Fakten oder in ihrer Deutung? Oder noch einmal im Bild der Goldwäscher: Sind die *Fakten* das Gold oder ist es die richtige Deutung der Fakten?[1]

Faktum und Deutung

Was ist überhaupt ein „Faktum“? Das Wort wird meist überaus vertrauensvoll verwendet. Es wird nicht durchdacht. Es wird benutzt, als wäre es eine Selbstverständlichkeit. Aber so simpel ist es mit den sogenannten Fakten nun einmal nicht.

Natürlich ist die Welt voller Fakten, und oft kann man auch wie selbstverständlich von ihnen reden. Wenn zum Beispiel irgendwo ein Erdbeben stattfand, lässt sich durchaus von einem Faktum sprechen. Aber selbst in einem solchen Faktum steckt schon Deutung. Zwar wird das Erdbeben durch Seismographen festgestellt, seine Stärke anhand der Richter-Skala gemessen, und die Erdbebenwarten vergleichen ihre Messwerte. Doch dann untersuchen Geophysiker, um welche *Art* von Beben es sich handelte. Sie unterscheiden zwischen „Einsturzbeben“ (beim Zusammenbruch unterirdischer Hohlräume), „Ausbruchsbeben“ (im Zusammenhang mit Vulkanausbrüchen) und schließlich „tektonischen Beben“ (bei Verschiebungen innerhalb der Erdkruste). Das „Faktum“ eines Erdbebens ist also eine ziemlich klare Sache. Es kann eindeutig beschrieben werden. Und doch enthält auch diese Beschreibung schon ein gerütteltes Maß an Deutung. Wir dürfen davon ausgehen: korrekter Deutung.

Aber nicht alle Fakten sitzen auf dieser Ebene. Was ist, wenn sich in der Politik so etwas wie ein „Erdbeben“ ereignet? Wenn zum Beispiel ein gesellschaftlicher Erdrutsch stattfindet oder ein politischer Skandal an die Öffentlichkeit kommt? Wenn ein Politiker gestürzt wird – und keiner will es gewesen sein? Was ist hier Faktum? Was geschah wirklich, und was waren nur Scheinmanöver,

inszeniert für die Öffentlichkeit? Was war bloße Meinungsmache, was gezielte Desinformation?

Politische Ereignisse erfordern Deutung, noch erheblich mehr Deutung als rein physische Abläufe. Was wirklich geschah, muss mühsam recherchiert, analysiert und interpretiert werden. Das Herausarbeiten der Abläufe ist dabei aber schon ständig mit Deutung verknüpft. Über all diese Schwierigkeiten hinaus stellt sich schließlich auch noch die Frage: Wer hat die Deutungshoheit? Und welche Deutung wird sich am Ende durchsetzen?

Deshalb die Frage: Gibt es auf einer Ebene, auf der die eigentlichen Akteure Menschen mit ihren Wünschen, Interessen und Leidenschaften sind, überhaupt reine Fakten? Ist hier nicht jedes aufscheinende Faktum schon von Anfang an eingetaucht in Deutung, ja von Deutung geradezu durchsetzt?

Jesus ist offensichtlich vom ersten Augenblick seines Auftretens an völlig verschieden gedeutet worden. Da war die zunächst tastende, aber eben doch gläubige Deutung derer, die ihm nachfolgten. Sie lief am Ende auf das Bekenntnis hinaus: „Du bist der Messias, der Sohn des lebendigen Gottes“ (Mt 16,16). Dann war da die in vielem hilflose Deutung der Menschen, die ihm nicht nachfolgten, aber nachliefen, und von denen offenbar viele annahmen, er sei der wiedergekommene Täufer oder einer der früheren Propheten (Mt 16,14). Und da war schließlich die

gereizte Reaktion seiner Gegner, die sich sicher waren, dass er mithilfe des Anführers der Dämonen die Dämonen austriebe (Mk 3,22). Deutungen also von Anfang an. Welche war die richtige? Es ist zu Beginn dieses Buches unumgänglich, über das Verhältnis „Faktum – Deutung“ genauer nachzudenken.

Die sogenannte Nachricht

Beginnen wir mit einer anscheinend äußerst simplen Frage: Wie steht es eigentlich mit den Fakten, die uns in den Medien vermittelt werden? Wenn man als junger Mensch ernsthaft beginnt, Zeitung zu lesen, oder anfängt, sich durch Nachrichtensendungen informieren zu lassen, lebt man unter Umständen noch in dem Glauben, das gesamte Weltgeschehen ließe sich in den täglichen Nachrichten einfangen. Vielleicht lebt man sogar noch in der naiven Unschuld von Graf Bobby, von dem erzählt wird, dass er eines Tages voll Staunen gesagt habe: „Was für ein Glück: In der Welt passiert jeden Tag immer gerade so viel, dass es eine ganze Zeitung füllt.“

Aber eines Tages erwacht man aus dem Kinderglauben, das Weltgeschehen ließe sich in den täglichen Nachrichten adäquat fassen. Irgendwann wird jedem kritischen Zeitungsleser, Radiohörer, Fernsehzuschauer oder Internetbenutzer klar, dass die Medien nur einen winzigen

Ausschnitt von dem wiedergeben können, was in der Welt wirklich geschieht.

Die „Nachrichten“ etwa, die den deutschen Zeitungsleser oder den täglichen Gläubigen der Tagesschau erreichen, sind – schon rein geographisch gesehen – äußerst begrenzt. Länder wie Burma oder Burundi, Togo oder Tansania kommen in unseren Medien nur gelegentlich vor. Dass wir hauptsächlich Nachrichten aus Deutschland vorgesetzt bekommen, ist bereits eine tiefgreifende Auswahl.

Und was hören wir aus Deutschland? Fast bis zum Überdruss Nachrichten, die den Parteienstreit, das Sozialsystem oder die Wirtschaft betreffen. Vieles davon in Form von Verlautbarungen, die in Ministerien, Parteizentralen oder den Büros von Interessenverbänden verfasst wurden. Dann kommt der Sektor „Kultur“, wo fast jeder Beitrag in extremer Weise die subjektive Meinung des Berichterstatters spiegelt. Dann der Sektor „Sport“, der in Deutschland unter Sport vor allem Fußball versteht. Dann die üblichen Sensationsmeldungen, die zu den Medien wie das Salz in der Suppe gehören: Meldungen von Terrorakten; von Mord, Raub, Vergewaltigung, Veruntreuung; von Explosionen, Grubenunglücken, Bränden, Unwettern, Flugzeugabstürzen. Schließlich jene immer auch etwas abartigen Meldungen nach dem Muster „Mann beißt Hund“.

Sämtliche Nachrichten dieser Art sind ein unvorstellbar kleiner, oft subjektiv wahrgenommener Ausschnitt der Wirklichkeit. Denn das, was das wirkliche Weltgeschehen ausmacht, sind ja nicht in erster Linie skurrile Ereignisse, Weltmeisterschaften, Unglücksfälle und politische Auseinandersetzungen, sind auch nicht nur Bewegungen im Sozialgefüge und in der Wirtschaft.

Wo in der Welt geschehen die wirklichen Veränderungen? Das, was Völker bis in die Tiefe hinein bewegt. Was sie erstarren lässt oder was sie vorantreibt. Was irgendwann Revolutionen auslösen oder sie verhindern wird. Was Hoffnung zerstört oder neue Hoffnung schenkt. Taucht dieses Eigentliche in den Nachrichten auf? Kann es überhaupt adäquat auftauchen?

Ein britischer Computerwissenschaftler hat eine von ihm programmierte Suchmaschine, die den schönen Namen „True Knowledge“ (Wahres Wissen) trägt, mit angeblich 300 Millionen sogenannter Fakten gefüttert. Er wollte herausbekommen, welcher Tag der langweiligste Tag des 20. Jahrhunderts gewesen sei. Die Maschine fand heraus: Es sei der 11. April des Jahres 1954 gewesen. An diesem Tag sei einfach nichts Wichtiges passiert: Keine Berühmtheit sei geboren worden, keine Berühmtheit sei gestorben, nichts sei explodiert, kein Krieg sei ausgebrochen, kein Haus zusammengekracht[2].

Man erkennt an dieser absurden Computerspielerei sehr gut die Denkweise der Medien: Ein Ereignis ist nur, was schreit, stinkt oder kracht. Übrigens war der 11. April 1954 ein Palmsonntag. Falls sich damals auch nur einige Tausend Gläubige den Beginn der Karwoche und den Einzug Jesu in seine Stadt so zu Herzen nahmen, dass sich in ihrem Leben etwas änderte, so ist an diesem Tag sehr viel und sehr Wichtiges geschehen.

Das sogenannte Faktum

So stellt sich nun endgültig die bereits angedeutete Frage: Was ist überhaupt ein historisches Faktum? Wir sind allzu schnell bereit, von Fakten, von Realitäten, von der realen Wirklichkeit, von tatsächlichem Geschehen, von unleugbaren Tatsachen zu sprechen. Seit einiger Zeit pflegen Politiker zu sagen: „Fakt ist, dass …“

Aber was ist eine „Tatsache“? Auf welche Weise wird etwas zum „Faktum“? Wer behauptet: Das und das ist ein Faktum, hat es bereits aus dem unendlichen Strom der Geschehnisse selektiert, hat es aus dem Chaos verworrener und ineinander verfilzter Abläufe isoliert, hat es scharf abgegrenzt und ihm so bereits eine begriffliche Bestimmung und Deutung gegeben. Mit anderen Worten: Selbst das sogenannte „reine Faktum“, selbst die „nackte

Tatsache“ ist immer schon entstanden aus deutendem Zugriff auf die Wirklichkeit.

Jedes „Faktum“ muss sprachlich erfasst und vermittelt werden (wobei Gemälde oder Filme durchaus noch Randphänomene von Sprache sind). In dem Maß aber, in dem das „Faktum“ Sprache wird, tritt es schon ein in einen ganz bestimmten Verständnishorizont, tritt es ein in das weite Feld der Vorverständnisse. Die Deutung setzt sogar noch eine Stufe früher ein. Sie beginnt bereits bei der Rezeption der äußeren Sinneseindrücke durch unser Gehirn. Schon da wird in einem kaum vorstellbaren Ausmaß ausgewählt, geschieden, sortiert, geordnet, katalogisiert – und zwar mithilfe von Erfahrungsmustern, die unser Gehirn seit unserem Embryonalzustand ständig gespeichert hat.

Ein Tag in Kafarnaum

Aber damit ich mich jetzt nicht in Erkenntnistheorie verliere, soll das Gesagte anhand der Evangelien verdeutlicht werden – genauer gesprochen: anhand von Markus 1,21 – 39. In diesem Textabschnitt, ziemlich zu Beginn des Markusevangeliums, wird Folgendes erzählt:

> *Sie kamen nach Kafarnaum. Und gleich am Sabbat ging er in die Synagoge und lehrte. Sie waren bestürzt über*

seine Lehre; denn er lehrte sie wie einer, der souveräne Macht hat, und nicht wie die Schriftgelehrten.
Und gleich war da in ihrer Synagoge ein Mensch mit einem unreinen Geist. Der begann zu schreien: „Was haben wir mit dir zu tun, Jesus von Nazaret? Du bist gekommen, uns zugrunde zu richten. Ich weiß, wer du bist: der Heilige Gottes.“ Da herrschte ihn Jesus an: „Schweig und fahr aus ihm heraus!“ Der unreine Geist zerrte den Mann hin und her und verließ ihn mit lautem Geschrei. Da erschauderten alle und einer fragte den andern: „Was ist das? Eine neue Lehre aus souveräner Macht! Sogar den unreinen Geistern gebietet er, sodass sie ihm gehorchen.“ Und die Kunde von ihm verbreitete sich sogleich überall im ganzen Gebiet von Galiläa.
Und gleich, nachdem sie aus der Synagoge hinausgegangen waren, kamen sie in das Haus des Simon und des Andreas – mit Jakobus und Johannes. Die Schwiegermutter des Simon aber lag mit Fieber darnieder. Und gleich redeten sie ihretwegen mit ihm. Er ging zu ihr, fasste sie an der Hand und richtete sie auf. Da wich das Fieber von ihr, und sie bediente sie.
Am Abend, als die Sonne untergegangen war, brachten sie alle Kranken und Besessenen zu ihm. Die ganze Stadt war vor der Haustür versammelt, und er heilte viele, die an allen möglichen Krankheiten litten, und

trieb viele Dämonen aus. Und er ließ die Dämonen nicht reden, weil sie ihn kannten.
In der Frühe aber, noch tief in der Nacht, stand er auf, ging hinaus und ging weg an einen abgelegenen Ort. Dort betete er. Simon und seine Begleiter spürten ihm nach und als sie ihn gefunden hatten, sagten sie zu ihm: „Alle suchen dich.“ Da sagte er zu ihnen: „Gehen wir anderswohin, in die benachbarten Dörfer, dass ich auch dort verkündige; denn dazu bin ich gekommen. Und er zog durch ganz Galiläa, verkündigte in ihren Synagogen und trieb die Dämonen aus. (Mk 1,21 – 39)

Man sieht sofort: Es handelt sich um eine sorgfältig durchgeführte Komposition: Alles, was erzählt wird, spielt in Kafarnaum. Erst im letzten Satz greift das Geschehen über Kafarnaum hinaus.

Gewahrt wird aber nicht nur die Einheit des Ortes, sondern auch die der Zeit: Die Handlung beginnt an einem Sabbatmorgen mit dem Synagogengottesdienst. Jesus heilt – noch in der Synagoge – einen Besessenen und geht dann anschließend mit mehreren Jüngern zum Haus des Petrus. Dort heilt er dessen Schwiegermutter. Am Abend des Sabbats, sobald es gestattet ist, Kranke herbeizutragen, versammelt sich eine große Menschenmenge vor der Haustür. Jesus heilt viele und bleibt dann im Haus des Petrus zum Übernachten. Am frühen Morgen verlässt er

das Haus und betet an einem abgelegenen Ort. Die Komposition reicht also vom Morgen des Sabbats bis zum Morgen des folgenden Tages. Die einzelnen Geschehnisse sind sorgfältig miteinander verknüpft, vor allem durch das für Markus typische „sogleich“.

Eine innere Einheit bildet auch das, was innerhalb dieses einen Tages geschieht: Machttaten Jesu füllen den Tag aus. Zuerst befreit er von Besessenheit, dann von einer fiebrigen Krankheit. Zuerst wird ein Mann, dann eine Frau geheilt. Am Abend wird das Ganze erweitert. Nun werden viele geheilt: teils von ihrer Besessenheit, teils von anderen Krankheiten.

Ein weiteres Motiv, das die gesamte Komposition beherrscht, ist die vollmächtige „Lehre“ Jesu. Die Gottesdienstteilnehmer staunen über seine Art, die Schrift auszulegen. Diese Souveränität Jesu wird dann unmittelbar verknüpft mit seiner Macht über den Dämon. Die Leute von Kafarnaum sagen ja nach der Heilung des Besessenen:

> *Was ist das? Eine neue Lehre aus souveräner Macht! Sogar den unreinen Geistern gebietet er, und sie gehorchen ihm.*

Am Ende, in den Schlussversen der Komposition, taucht dann die Kombination von machtvoller Lehre und

Herrschaft über die Dämonen erneut auf, nun unter dem Stichwort „verkündigen“.

Man sollte aber nicht nur die Strukturlinien der Komposition betrachten. Man muss auch die Stimmung wahrnehmen, die über dem Ganzen liegt: Markus schildert einen erfüllten Tag, der in sich ruht und voll Heil ist. Es ist bewusst ein Tag am Anfang des Wirkens Jesu. Er steht beispielhaft für viele weitere Tage. Dass es gerade ein Sabbat ist, kann kein Zufall sein. Denn damit ist es jener Tag, an dem die Schöpfung nach biblischer Vorstellung zu ihrer Vollendung kommt.

Natürlich darf man nicht ausschließen, dass es innerhalb der öffentlichen Wirksamkeit Jesu diesen einen Tag mit all den geschilderten Geschehnissen tatsächlich gegeben hat. Möglich wäre das durchaus. Wahrscheinlicher ist jedoch, dass Markus hier verschiedene Traditionsstücke kunstvoll über einen Tag hin verteilt hat. Er hat disparaten Erinnerungsstoff so angeordnet, dass ein voller Tagesablauf entstand – samt der dazugehörenden Nacht. Er wollte so den Anfang des Auftretens Jesu schildern. Er schildert einen Tag, an dem die Menschen und die Verhältnisse heil werden, an dem sie zur Ruhe kommen und ihr Gleichgewicht wiederfinden. Damit hat er Traditionsstücke, die ihm bereits vorlagen und die selbst schon deutend erzählt hatten, in einen noch umfassenderen Deutungszusammenhang gestellt.

Die Rolle der Liturgie

Aber der Deutungsprozess geht noch weiter. Die Evangelien sind ja keine ortlosen, frei in der Luft schwebenden Texte. Sie sind Texte der Kirche, und ihr eigentlicher „Sitz im Leben“ ist die Liturgie. Dort werden sie als Wort Gottes gefeiert. Dort werden sie als Evangelium proklamiert und authentisch ausgelegt. In der Katholischen Kirche ist an dem Sonntag, an dem der Großteil von Markus 1,21 – 34 vorgetragen wird, dem Evangelium als alttestamentliche Lesung Ijob 7,1 – 4. 6 – 7 zugeordnet [3].

Ijob redet dort von dem Elend des menschlichen Lebens. Er sagt: Das Leben ist wie ein harter Frondienst, voll Enttäuschung und Mühsal. Der Mensch verbringt es wie ein Taglöhner, der den ganzen Tag in der Hitze arbeiten muss und sich nach dem Schatten des Abends sehnt. Aber auch der Abend bringt kein Ausruhen. Ijob verbringt seine Nächte als Kranker, der sich auf seinem Lager wälzt und sich den Morgen herbeisehnt, weil die Nacht endlos ist. Seine Nächte und Tage sind leer und ohne Hoffnung. Weil das Leben leer ist, hat es kein Gewicht. Bald ist es dahingeschwunden, und der Faden der Existenz wird abgeschnitten.

Das ist der Inhalt und das ist vor allem der Ton der Lesung, die dem Evangelium vom „Tag in Kafarnaum“

zugeordnet ist. Hat Ijob recht? Natürlich hat er recht. Das quälende Leid, das er schildert, durchzieht die Welt und durchzog sie schon immer. So entsteht in der Liturgie an dem betreffenden Sonntag zwischen der alttestamentlichen Lesung und dem Evangelium ein starker Kontrast. Und offenbar hat es die Liturgie genau auf diesen Kontrast abgesehen.

Ijob sprach davon, wie dunkel, wie leer und ohne jede Hoffnung die Tage des Menschen sind. Markus schildert im Evangelium einen erfüllten Tag, der in sich ruht und voll Heil ist. Damit entsteht aber ein noch tiefgreifenderer Deute-Zusammenhang. Nicht nur von der Macht der Predigt Jesu ist nun die Rede. Nicht nur von seiner Macht über die Dämonen und Krankheiten. Sondern darüber hinaus von seiner Macht über das Chaos der Welt.

Zwar fehlt schon in der Komposition des Markus – wenn man sie für sich betrachtet – das Chaos keineswegs. Es ist den ganzen Tag hindurch gegenwärtig. Es bricht hervor in dem Mann, der mitten im Synagogengottesdienst zu schreien anfängt, weil er von seinen Dämonen geschüttelt wird. Es zeigt sich in der Krankheit der Schwiegermutter des Petrus. Es zeigt sich in den vielen Kranken und den von den Dämonen der Gesellschaft Geplagten, die man am Abend zu Jesus bringt.

Das Chaos der Welt, das Chaos der Gesellschaft, diese ganze Unordnung und Verwirrung, ist also auch in der

Komposition des Markus schon da. Aber durch die Komposition der Liturgie – das heißt aber: durch die offizielle Deutung der Kirche – tritt dieses Motiv jetzt mit voller Wucht hervor.

Nun erst begreifen wir den Markustext in seiner ganzen Abgründigkeit. Nun begreifen wir aber auch das Ausmaß des Heils, das sich da ereignet. Die Welt ist tatsächlich sich selbst entfremdet und ohne Hoffnung. Mit Jesus aber geraten die Verhältnisse ins Lot, die Menschen kommen zur Ruhe, das Chaos wird verwandelt, die Dämonen der Gesellschaft, denen der Einzelne hilflos ausgeliefert ist, werden gebannt. Der Abend und der Morgen sind nicht mehr voller Enttäuschung, sondern angefüllt mit messianischem Heil.

Dieses Heil, das die Leere ausfüllt und das Chaos beseitigt, entsteht gerade daraus, dass Jesus mit seinem Evangelium in der Welt eine alles umwälzende Geschichte ausgelöst hat, in deren Dienst sich der Mensch begeben darf. Es ist nicht mehr der Frondienst, von dem in der Klage Ijobs die Rede war, sondern ein Dienst in Freiheit. Die Schwiegermutter des Petrus wird geheilt, weil sie berührt wird von Jesus, dem Erfüller aller Geschichte, und sie steht sofort auf und dient dem Neuen. Es ist eine großartige Komposition, die Markus da geschaffen hat. In ihr spiegelt sich das gesamte Auftreten Jesu. Im Lichte der

Liturgie jedoch tritt diese Komposition mit noch größerer Tiefenschärfe hervor.

Es ist wohl klar geworden, worauf es mir hier ankam: Bereits die Markus vorliegenden Traditionsstücke haben die Ereignisse des Lebens Jesu gedeutet. Erst recht hat dann Markus selbst mit seiner Komposition des „Tages von Kafarnaum“ Jesus und sein Auftreten gedeutet. Die kirchliche Liturgie vertieft dann diesen Deute-Prozess immer noch weiter: Sie stellt Jesus vor den Hintergrund des Alten Testaments. Erst damit kann man ihn ganz verstehen.

Wie verhält es sich also mit der Korrelation „Faktum – Deutung“? Wo sind in der Komposition Markus 1,21 – 39 die reinen Fakten, vorgängig zur Deutungsebene? Und würden uns die reinen Fakten, selbst wenn wir sie von den Deutungen ablösen könnten, auch nur im Geringsten weiterhelfen? Vor allem aber: Worin liegt überhaupt die Wahrheit der Komposition des Markus? Ist sie jenseits der Deutungsebene zu haben? Vielleicht kann uns da das folgende Szenario noch ein Stück weiterhelfen.

Ein Gedankenexperiment

Erlauben wir einmal unserer Phantasie die Vorstellung, die Evangelien wären nie geschrieben worden. Statt dessen hätte man den ersten Tag des Auftretens Jesu mit einer